



Nr. 86.

(3. Beilage.)

Samstag, den 12. April.

1903

Fortsetzung

(Nachdruck verboten.)

Der Harrasprung.

Von Gustav Lange.

Etwas tiefer, auf der breiten Mauer, welche die Burg von allen Seiten umschloß, bemerkte er in der Dunkelheit die unbestimmten Umrisse einer menschlichen Gestalt, welche mit dem Arme zu winken schien. Nahte Rettung für ihn — dieser Gedanke durchdrachte ihn blickartig — doch thörichte Hoffnung, wie war es möglich, ihn hier aus diesem festverwahrten Gefängnis herauszuholen; wer dies unternehmen wollte, mußte entweder mit den Mächten des Himmels oder der Hölle in Verbindung stehen, und die mächtigen Quader zum Weichen bringen können.

„Dietrich von Harras!“ rief jetzt eine gedämpfte Stimme von unten hinauf, „Morgen um die Zeit, wenn sich der Tag zu neigen beginnt, schlägt für Euch die Stunde der Befreiung. Seid vorbereitet, sagt Muth — ein Engel sendet Euch diese Botschaft!“

Mit diesen Worten war die Gestalt wie ein Gespenst verschwunden. Dietrich von Harras hätte so gerne noch einige Fragen gestellt, aber es war schon zu spät und so aufmerksam er auch in das Dunkle spähte, von der Erscheinung war nichts mehr zu bemerken.

Dietrich von Harras athmete aber doch wieder etwas freier auf, als er das Fenster wieder verlassen hatte. „Ein Engel sendet diese Botschaft!“ Dieser Engel konnte nur Luitgard sein, die vielleicht von seiner Gefangennahme Kenntniß erhielt, und nun Schritte zu seiner Befreiung unternommen hatte. Auf's neue zogen Muth und Hoffnung in sein Herz.

Im Schloßhofe und im Erbschloß der Burg Schellenberg herrschte ein recht reges Leben, wie seit langer Zeit nicht. Es war auch eine Seltenheit, daß Götz von Schlotheim sich so freigebig zeigte und bis zur Dienerschaft herab sich jedes nach Belieben an Speise und Trank ergötzen konnte. Da er sich noch immer in der Meinung befand, Luitgard habe sich daringefunden, den Ritter von Einsiedel zu heirathen, so glaubte er einmal sich recht freigebig zeigen zu müssen. Er hatte noch nicht darnach gefragt, wie weit das Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten gediehen war. Er hielt daher jetzt beim Abschiedsschmaus die Gelegenheit für günstig und den vermeintlichen Bräutigam bei Seite nehmend, meinte er:

„Wenn es Euch recht ist, Einsiedel, so halten wir auch heute noch den Verlobungsschmaus; ich bin ohnedies kein Freund von langem Hinausschieben und alle feierlichen Ceremonien bei solchen Angelegenheiten sind mir bis in den Tod verhaßt!“

„Ich würde eigentlich gar nichts dagegen einzuwenden haben,“ entgegnete Ritter von Einsiedel, eingebend der Bitte Luitgards, „Ihrem Vater vorläufig noch nichts von ihrer Absage kund zu geben. „Allein, mein Vater hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, auch dabei zu sein. Meine Reise hierher soll vorerst auch nur dazu dienen, mir Luitgards Einwilligung zu verschaffen. Ich zweifle daher nicht, daß Ihr auch nichts dagegen habt, wenn wir die Verlobung verschieben, bis ich mit meinem Vater noch einmal Einsiedel auf dem Schellenberg halte.“

„Ich muß mich wohl darin fügen, obwohl die Verzögerung gar nicht nach meinem Sinn ist,“ entgegnete Götz von Schlotheim. „Ihr seid aber doch ins Reine mit Luitgard und habt Euch mit ihr ausgesprochen.“

„Vollkommen!“

Ein feines Lächeln umspielte bei diesen Worten die Lippen des jungen Ritters, welches Götz von Schlotheim zu seinem eigenen Schaden nicht bemerkt hatte und so war er auch vollkommen beruhigt. Im Stillen gelobte er sich, dafür seiner Tochter auch eine recht große Freude zu bereiten, und an ihrem Hochzeitstage den Harras freizulassen, denn zu dessen Gefangenhaltung hatte er ohnehin kein Recht und wenn der Herzog davon erfuhr, konnte ihm dieser mit schwerer Strafe brohen. — —

Auch die Knapen und die Dienerschaft zechten in den unteren Räumen und selbst der sonst so griechgrämige und bei allen verhaßte Schloßcastellan sprach häufiger als sonst seine Gewohnheit war dem Trank zu und Konrad erschien als der Tollste und der Ausgelassenste von allen. Er trank allen zu, namentlich aber dem Schloßcastellan, an den er sich heute ganz besonders heranmachte und ihm dann schließlich leise zuflüsterte:

„Hier wird es nicht lange mehr dauern, bis der Wein seine Wirkung thut, es kann dann leicht Rant und Streit geben, da möchte ich nicht gerne dabei sein. Ich dachte, wir ziehen uns in Euer abgelegenes Stübchen zurück. Ich habe schon ein kleines Fäßchen bei Seite geschafft, ich bringe noch einige von den Vernünftigen mit, damit wir unbemerkt noch einige fröhliche Stunden verleben können.“

Dieser Vorschlag war ganz nach des Castellans Geschmack, er ergriff ihn mit sichtlicher Freude; bald sahen zwei von Einsiedels Knapen und Konrad neben ihm in seiner Stube und es begann eine tüchtige Zecherei.

Der Konrad war heute unverwundlich, über ihn schien der Wein gar keine Gewalt zu haben, denn soviel er auch allen, besonders dem Castellan zutrank, er blieb trotzdem ziemlich nüchtern. Eine desto größere Wirkung übte der Wein auf den Castellan aus, der nach und nach zu taumeln und einzuschlafen begann. Die Uebrigen zechten noch fort, nur Konrad entfernte sich auf eine kurze Zeit. Als er zurückkam, die Situation überschaut hatte und man sah, wie außer dem Castellan auch die beiden anderen Zechern neben ihm unter dem Tisch lagen, wie es nach den damaligen Zeiten häufig vorkam, da leuchteten seine Augen auf — heimlich schlich er nach einer kleinen Wandnische hin, wo der Castellan einen mächtigen Schlüsselbund verwahrte, den er zu anderen Zeiten wie seinen Augapfel hütete. Vorsichtig nahm Konrad den Schlüsselbund an sich und verbarg ihn in seinem Wams.

„Schlaf ruhig weiter, bis das Werk vollbracht ist,“ flüsterte er leise und huschte dann aus dem Zimmer.

15. Capitel.

Ritter von Einsiedel hatte sich zur Abreise gerüstet und nebst seiner Begleitung bereits die Pferde bestiegen und wartete nur noch darauf, bis Luitgard noch einmal auf dem Söller erscheinen werde, um ihr seine Abschiedsgrüße zuzurufen. Auch wartete man noch auf die drei Reifigen, die unter Konrads Führung Herrn von Einsiedel noch ein Stück des Weges geleiten sollten. Das Erscheinen Luitgards verzögerte sich immer mehr, als ihre Dienerin erschien und meldete, daß sie sich nicht wohl fühle und daher ihre Abschiedsgrüße lebe. Jetzt erschien auch Konrad mit den drei Reifigen, die ihre Visire herabgelassen hatten und mischten sich unter die bereits Versammelten. Das vorausgegangene Gelage wirkte bei allen noch nach und ein lebhaftes Durcheinander herrschte unter den im Hofe anwesenden; es gab Ritter von Einsiedel das Zeichen zum Aufbruch, der Thurmwächter stieß in das Horn und rasselnd ging die Zugbrücke nieder, da kam ganz unvermuthet Götz von Schlotheim herbei, musterte

das Häuflein, als sein Blick auf einen Knappen fiel, der sich durch seine hohe schlanke Figur besonders auszeichnete, dessen Antlitz aber durch das herabgelassene Visir nicht zu erkennen war. Konrad, der dies wohl bemerkte, fuhr der Schar in alle Glieder, denn der Knappe, der die Aufmerksamkeit Schlotheims erregte, war kein Geringerer, als Dietrich von Harraz, der von Konrad mittelst der dem Kerkermeister entwendeten Schlüssel aus seinem Gefängniß befreit worden war.

Konrad hatte das Werk der Befreiung unter eigener Gefahr für Freiheit und Leben unternommen und da unzweifelhaft auch bald bekannt werden mußte, daß er dem Harraz zur Flucht verholfen, so wollte er mit demselben gleichfalls für immer den Schellenberg verlassen und in die Dienste des von ihm befreiten Ritters treten, so war alles verabredet worden. Wie nun, wenn jetzt Göz von Schlotheim, mißtrauisch geworden, dem Knappen befahl, das Visir aufzumachen? Oder wollte sich Konrad doch nicht ergeben; mit einem Blick überschaute er die Situation, wo sich ein Ausweg bot, wenn wirklich der gefürchtete Augenblick eintreten sollte. Da sah er wie die Zugbrücke schon herabgelassen war, wenn er seinem Pferde die Sporen gab, konnte er mit wenigen Schritten aus dem Schloßhofe und über die Brücke hinweg ins Freie gelangen und Dietrich von Harraz würde gewiß keinen Augenblick zögern seinem Beispiele zu folgen und ehe noch Jemand ihnen folgen konnte, waren sie den Schloßberg hinab.

Wie ein Rettungengel in der Noth ritt jetzt jener Ritter von Einsiedel dem Schlotheimer entgegen und reichte ihm nochmals die Hand zum Abschiede indem er nicht länger warten zu können erklärte.

Dadurch wurde die Aufmerksamkeit des letzteren von dem Knappen gelenkt, den er ins Auge gefaßt hatte. Konrad und nicht minder Harraz fiel ein Stein vom Herzen, denn nun konnte nicht länger mehr mit der Abreise gezögert werden, auch die Rosse scharrten schon ungeduldig den Boden mit ihren Hufen.

„Reiset glücklich und auf Wiedersehen zum Verlobungsschmaus!“ lautete Göz mit etwas schwerer Zunge. „Grüßet mir auch Euren Vater, meinen lieben Freund!“

Der scheidende Ritter versprach, es auf das Beste vorzulegen zu wollen, dann winkte er noch einmal hinauf, wo Luitgard hinter einem Fenster die Abziehenden mit ihren Blicken verfolgte und dann in die Knie fiel zu einem inbrünstigen Dankgebet für die glückliche Errettung ihres Geliebten.

Am folgenden Tage lag noch lange nach Anbruch des Tages auf dem Schellenberg alles in tiefem Schlaf. Am schwersten fand sich der Castellan aus seinem Schlummer und selbst, nachdem er das Lager verlassen hatte, war ihm der Kopf noch sehr müde und schwer von seinem gestrigen Rausche.

„Zum Henker, so schauerhaft übel ist mir noch nie vom Weintrinken gewesen. Der Wein muß wahrhaftig angemacht gewesen sein!“ sagte er und versuchte, seine gewöhnliche Beschäftigung vorzunehmen, aber es wollte ihm heute nichts gelingen und er mußte sein Lager nochmals aufsuchen.

Erst gegen Mittag kam er nochmals einigermaßen zur Besinnung und sprang erschrocken auf, denn er hatte seinen Gefangenen heute ganz und gar vergessen, so begab er sich nun, das Versäumnis nachzuholen mit dem verspäteten Morgenmüß zu dem seiner Obhut anvertrauten Gefangenen Ritter Dietrich von Harraz, aber er taumelte vor Entsetzen fast zu Boden, als er den Kerker leer und den Vogel ausgeflogen fand.

Nirgends war auch nur eine Spur von ihm zu erblicken, kein Schloß, kein Gitter war verlegt und es blieb ihm daher unerklärlich, wie es möglich gewesen war, daß jener aus diesem wohlverwahrten, fest verschlossenen Gefängniß habe entkommen können.

„Der muß mit dem Gottseibeiuns selber im Bunde gestanden haben, anders ist es garnicht möglich,“ brummte er in den Bart; doch da fiel ihm plötzlich ein, daß der Schlüssel zu der Kerkerzelle auf einer anderen Stelle als sonst gehangen hatte. „Zum Henker, jetzt geht mir erst das rechte Licht auf, kein anderer als Konrad hat dem Harraz fortgeholfen; darum hat er mir gestern unaufhörlich zugehört, nachher als ich in festem Schlaf lag, hat er mir den Schlüssel entwendet und den Vogel freigelassen. Na, das soll mir der Schuft fürchterlich entgelten!“ so brummte er und begab sich auch sogleich nach dessen Wohnung, doch fand er diesen darin nicht vor. Nunmehr eilte er zu dem Thorwart und erfuhr auf seine Frage von demselben, daß Konrad gestern den Ritter von Einsiedel noch ein Stück zu begleiten gehabt hätte und noch nicht wieder zurückgekehrt sei, ferner, daß Göz von Schlotheim vor ungefähr einer Stunde schon zur Jagd ausgezogen sei.

Hierdurch wurde er in seinem Verdachte gegen Konrad nur noch mehr bestärkt, und es war ihm lieb, noch etwas Zeit zu haben, um sich fassen zu können, ehe er seinem gestrigen Ge-

bieter vor die Augen zu treten brauchte, denn davor fürchtete er sich gewaltig, da ihm dessen Zähjorn und grausame Härte nur zu bekannt waren und er das Aergste für sich besorgen mußte.

Konrad kehrte den ganzen Tag nicht zurück und als Göz von Schlotheim von der Jagd zurückkehrte und nach Konrad fragte, da ließ sich dessen Verschwinden und auch die Flucht Dietrichs von Harraz nicht länger verweigern und mit schwerem Herzen begab sich nun der Castellan zu seinem Herrn. Als er diesem mit ängstlicher Stimme das Vorgefallene berichtet hatte, da war dieser wie aus den Wolken gefallen und wollte es zuerst gar nicht glauben. Als er sich aber durch die der Wahrheit überzeugte hatte, da entlud sich ein furchtbares Gewitter von Wuthausbrüchen über den armen Castellan. Er befahl, den Leichtsinrigen, der so wenig auf seine Obliegenheiten Acht hatte an einem Pfahl unten im Hofe festzubinden und dann wurde er so lange durchgepeitscht, bis Göz von Schlotheim befahl einzuhalten. Ganz zer schlagen und halb todt trug man später den Castellan in seine Wohnung, auch wurde er sofort seines Amtes entsetzt. Für diesen war das frohe Abschiedsmahl von den allerschlimmsten Folgen gewesen und es half ihm auch nichts, daß er alle Schuld auf den abwesenden Konrad wälzte.

Auch Göz von Schlotheim war überzeugt von der Schuld Konrads, denn daß dieser nicht zurückkehrte war der beste Beweis seiner Schuld und vor der Rache seines seitherigen Herrn hatte er sich auch in Sicherheit gebracht. Göz von Schlotheim war rasend, seine Wuth kannte keine Grenzen und wer ihm in den nächsten Tagen in den Wurf kam, hatte schwer darunter zu leiden. Als Konrad nun auch in den nächsten Tagen nicht zurückkehrte, da stand seine Schuld außer allen Zweifeln. Der einzige Trost war ihm, daß Luitgard nun bald die Gattin eines anderen wurde, mochte dann Harraz machen, was er wollte, ihre Wege kreuzten sich dann nicht mehr. Welche Enttäuschung ihm aber in diesem Glauben noch bevorstand sollte er erst später erfahren.

Um sich etwas Berstreuung zu verschaffen und um die Heirath seiner Tochter mit dem Ritter von Einsiedel schneller zu betreiben, besuchte er eines Tages den Vater des letzteren. Er war aber nicht wenig erstaunt, als er nun erfuhr, daß auch aus diesem Projekt nichts werden sollte. Ohne Umschweife erklärte ihm Ritter von Einsiedel, daß er nie und nimmer seine Tochter heimführen könne, und er sich schon jeden Gedanken daran aus dem Sinn geschlagen habe, da ja deren Herz noch immer mit unverbrüchlicher Treue an dem Harraz hänge und ohne Liebe möge er keine Frau. Er bleibe trotzdem Luitgarden und ihrem Vater treu ergeben und zugethan, doch müsse er Göz dringend bitten, wenn ihm an seiner Familie Freundschaft und Anhänglichkeit etwas gelegen sei, seiner Tochter in seiner Weise die Fehlschlagung dieses Heirathsplanes entgelten zu lassen. Komme ihm je so etwas zu Ohren, so wäre es mit ihrer beiderseitigen Freundschaft für immer vorbei.

Die Reihe des Erstaunens war nach dieser Eröffnung an Göz von Schlotheim, der bisher in der festen Ueberzeugung gelebt hatte, daß zwischen Luitgarden und Einsiedel längst Alles im Reinen sei. Er wollte in seinem Aerger über das Fehlschlagen dieses Heirathsplanes den Einsiedel eines falschen Spieles zeihen und ihm gegenüber offen den Verdacht aussprechen, daß er bei der Flucht des Harraz seine Hand mit im Spiele gehabt habe, weil dieselbe gerade mit seiner Abreise zusammenfiel. Indessen hielt er es schließlich doch für das Gerathenste mit seinen Gedanken zurückzuhalten und mit der Vergeltung zu warten, die Gelegenheit dazu würde sich schon einmal bieten. Mit den ausgeheultesten Freundschaftsver sicherungen zog er wieder ab, seine Tochter sollte nun dafür büßen, denn sicher war dieselbe mit an dem Komplott theilhaftig gewesen.

16. Capitel.

Derselbe Kerker, der noch vor kurzem Dietrich von Harraz beherbergt hatte, barg wieder eine Gefangene — Luitgard die der eigene Vater aus Zorn über das Entkommen Dietrichs von Harraz eingesperrt hatte. Traurig sah sie an dem Tische, auf welchem ihr der Kerkermeister heimlich einen Strauß schöner, blühender Blumen gestellt hatte. Zwar war sie erst seit zwei Tagen hier gefangen, weil ihr Vater sie direkt beschuldigte, dem Ritter zur Flucht verholfen zu haben, und dennoch waren es traurige Gedanken, die sich ihr in der Einsamkeit der Zelle unaufhörlich aufdrängten. „So grausam kann mein Vater doch auch nicht sein, er will mich nur zwingen, dem Geliebten zu entsagen“, so suchte sie sich immer wieder einzureden. „Er verflucht sich doch gegen Gott und die Natur und dieser Trevel mußte sich doch einst rächen.“

Ihr Vater befand sich währenddem gleichfalls in keiner rofigen Stimmung; unruhig durchmaß er mit großen Schritten sein Gemach, denn daß es soweit gekommen war, war durchaus

nicht nach seinem Willen und die harte Maßregel gegen sein Kind that ihm im Grunde seines Herzens auch schon leid. Am meisten ärgerte es ihn, daß er dem Harras nicht beizukommen vermochte, weder mit Gewalt noch mit List. Die dämpfe Zimmerluft drohte ihn zu ersticken, darum begab er sich hinunter in den Burghof, wo unter einer uralten Linde ein schwerer Eichenstisch stand, an welchem er sich niederließ, um sich in der frischen Morgenluft abzukühlen. Seinem Knappen befahl er, ihm einen tüchtigen Stumpen Wein zu bringen, denn dieser Sorgenbrecher war meist imstande, seine Gedanken von dem Gegenstand, der ihn beschäftigte, abzulenken.

Nach einer Weile kam der Kerkervermeister und sagte unterthänigst: „Gnädigster Herr, Fräulein Luitgard läßt fragen, wie lange sie noch eine Gefangene bleiben soll?“

Dem Ritter schwebte schon eine recht harte Antwort auf den Lippen, als der Thurmwart in das Horn blies und gleich darauf mit der Meldung kam, Apel von Bishum halte vor dem Thore und sei der Ueberbringer einer sehr wichtigen Nachricht. „So laß die Zugbrücke herab und führe ihn hierher zu mir!“ befahl Götz von Schlotheim.

Die Thorflügel schwirrten in ihren Angeln und mit herabgelassenem Visir ritt ein stattlicher Ritter in den Schloßhof. Raun gewährte er den Schlotheimer, der sich von seinem Sitz erhoben hatte und ihm entgegenkam, so schwang er sich aus dem Sattel, übergab sein Roß einem Knappen und näherte sich mit raschen Schritten dem Burgherrn.

„Ich bringe eine Botschaft von meinem Vater, Eurem alten Freunde“, sagte der Angekommene. „Mein Vater hielt die Botschaft für zu wichtig, um Jemanden anders damit zu betrauen daher sendet er mich.“

„Willkommen, herzlich willkommen!“ erwiderte Götz von Schlotheim, ihm die Hand reichend, in welche jener kräftig einschlug. „Ich warte schon mit Sehnsucht auf eine Antwort und fürchte auch schon, Euer Vater könnte meine Bitte abschlagen.“

„Diese Besorgniß war eine verfrühte; im Gegentheil, mein Vater, der sich noch sehr wohl des Dienstes erinnert, den Ihr ihm einmal geleistet habt, will Euch in Eurer Fehde mit Dietrich von Harras unterstützen. Er hat zunächst zwei Fähnlein Kriegsknechte geworben, die er Euch selbst zuführen will.“ (Fortsetzung folgt.)



Die Briefftasche.

Novellette von Ernst Rambeau.

(Manuskript verboten.)

Herr Cerveau ging die Rue d'Assas hinunter und trippelte dabei wie eine Maus. Als er sein Bureau verließ (er war Beamter im Zollamt), hatten ihn Freunde in ein Café geschleppt, und er hatte dort gegen drei Francs im Dominospiel verloren. Jetzt beeilte er sich, denn er wußte aus Erfahrung, daß seine geliebte Gattin mit dem Essen nicht gern wartete und dabei keinen Spaß verstand. Vor seiner Thür angelangt, wurde er von Furcht ergriffen. Es war bereits sieben einhalb Uhr; langsam stieg er die Treppe hinauf, denn er war in Schweiß gebadet, und der Atem ging ihm aus. Im zweiten Stock hörte er ein verbächtiges Husten; er erhob den Kopf, und da er bemerkte, daß sich jemand, ein Licht in der Hand, über das Geländer lehnte, so fing er an, heftiger zu zittern. Trotzdem stieg er weiter und bemühte sich, seine Angst unter einem lächelnden Gesicht zu verbergen. Seine Gattin erwartete ihn im Negligee auf der Treppe. Mit der Petroleumlampe, die sie hin und her schwenkte, sah sie einer Bestie ähnlich. Herr Cerveau senkte das Haupt und schien entschlossen, alle Vorwürfe zu ertragen, doch zu seiner größten Bestürzung begnügte sie sich mit den Worten:

„Ah, da bist du ja endlich; ich wartete schon mit der größten Ungeduld auf dich.“

Dann packte sie ihn beim Arm und rief:

„Wenn du wüßtest! Ich habe dir Sachen zu erzählen. Na, komm nur!“

Sie traten ins Zimmer; Madame Cerveau schloß die Thür und wiederholte:

„Na, du wirst dich wundern!“

Dabei begann sie, nertös, aufgeregter zu lachen. „Du beunruhigt mich, Leonie“, sagte Cerveau, „was hast du denn?“

„Ich habe gar nichts, höre mich nur an. Was mir vor einer Stunde passiert ist, ist so merkwürdig! Du hast doch schon Romane gelesen?“

„Na, gewiß, was willst du denn damit sagen?“

„Du errätest nicht? — Na, denke mal ein bißchen nach!“

„Na, sprich doch; so sprich doch; ich bitte dich. Du regst mich auf!“

„Du hast recht; niemand würde so etwas vermuten. Als ich vorhin aus dem Faubourg St. Honoré nach Hause kam und durch die Champs-Élysées ging, habe ich das da gefunden.“

Mit diesen Worten zog sie aus der Tiefe ihrer Tasche mit großer Mühe einen Gegenstand hervor, den sie eine Minute in der Hand wog. Dann nahm ihn Gesicht einen Ausdruck nachdenklichen Ernstes an, und sie reichte den Gegenstand ihrem Gatten mit einer Bewegung, die sagen sollte: „Da, sieh du selbst!“

Cerveau bemächtigte sich des Fundes, drehte ihn hin und her; es war eine Briefftasche.

„Na, sieh nur hinein!“ befahl seine Frau.

Er öffnete sie vorsichtig; mehrere Päckchen mit Papieren fielen heraus.

Da er nicht schnell genug machte, so riß sie ihm das ganze aus den Händen und rief:

„Ja, begreifst du denn nicht, das sind ausländische Wertpapiere — ich weiß nicht genau, wie viel jedes wert ist, aber ich möchte wetten, es ist eine hübsche Summe.“

„Ja, ja, gewiß“, stotterte Cerveau verblüht, „das ist sehr merkwürdig — ausländische Wertpapiere! Und du hast das gefunden?“

„Ich sage es dir ja; in den Champs-Élysées; ich habe darauf getreten, fast wäre ich gefallen.“

„Das wird jemand verloren haben!“

„Sehr wahrscheinlich!“

„Wenn du willst können wir die Briefftasche nach dem Essen zum Polizeikommissar bringen; ist es dir recht?“

„Gewiß, ich habe nicht die Absicht, sie zu behalten“, erwiderte sie ungeduldig.

Sie setzten sich zu Tisch, doch beide hatten keinen großen Appetit, und mitten in der Mahlzeit machte sie ihm folgenden Vorschlag:

„Morrin, der an der Börse ist, speist morgen bei uns. Ich möchte ihn wohl fragen, was diese Papiere wert sind. Wir können mit dem Kommissar ja noch so lange warten; es ist ja noch Zeit!“

Um sich ihr gefällig zu erweisen, willigte er ein.

Am nächsten Tage prüfte Morrin, dem man die Geschichte erzählt hatte, aufmerksam die Werte und erklärte: „Russische Papiere — österreichische Eisenbahnaktien — das ist ja ausgezeichnet. Die Sachen haben einen Wert von mindestens vierzigtausend Francs.“

Vierzigtausend Francs! Sie sprangen in die Höhe, das war ja ein Vermögen!

„Und wissen Sie“, sprach der Freund weiter, „in einigen Jahren wird die Sache einen doppelten Wert haben; Sie können sich darauf verlassen, ich verstehe mich darauf.“

Dann fügte er lachend hinzu:

„Ja, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.“

„Aber Morrin!“ rief Cerveau ärgerlich.

„Run, Sie haben vielleicht recht!“ versetzte der Börsenmann, „die Ehrlichkeit ist mir zu kompliziert.“

Damit nahm er seinen Hut und verließ sie ziemlich kühl.

Nachmittags begaben sich die beiden Gatten zum Polizeikommissar und lehrten erleichtert, mit sich selbst zufrieden, nach Hause zurück. Dann gingen die Dinge wieder ihren gewöhnlichen Gang, und acht Monate verstrichen.

Gegen Ende des neunten sagte Madame Cerveau mit strahlendem Gesicht zu ihrem Gatten:

„Weißt du, ich war eben auf der Polizei und habe mich erkundigt; die Briefftasche ist noch nicht verlangt worden; sie ist noch immer da!“

„Was kümmert uns das?“ versetzte er.

„Was uns das kümmert? Das kümmert uns so viel, daß, wenn sich in vier Monaten niemand meldet, die Summe uns gehört. Da ja dann ein Jahr verfloßen ist.“

„Ist es möglich?“
 „Gewiß,“ antwortete sie und klatschte in die Hände.
 Von diesem Augenblicke an war ihr Dasein nur noch eine schmerzliche und unaufhörliche Angst. Jeden Morgen höhnte Cerveau, wenn er sich anleidete:

„Mein Gott, wenn sich nur der Eigentümer nicht einstellt,“ und jeden Abend, wenn er aus dem Bureau nach Hause kam, war seine erste Frage: „Ist er schon dagewesen?“

Durch ihre häufigen Besuche auf der Polizei machten sie sich beim Kommissar verhaßt.

In der Nacht schliefen sie nicht mehr; sie blieben im Bett beim brennenden Lichte sitzen und bauten Luftschlösser. Sie schwankten zwischen einem Gute in der Deance oder einer Villa am Meere. Der Name für letztere war bereits gefunden: „Villa Bernie“. In jedem Falle müßten sie einen Bedienten sich anschaffen und sich Silbergeschirr zulegen. Sie wollten sehr lange leben und nie mehr krank sein. Plötzlich aber dachten sie wieder daran, daß der kostbare Fund ihnen noch nicht gehörte, daß er ihnen noch in der letzten Minute entgehen konnte, und dann gerieten sie in eine furchterliche Wut, als ob sie ein unmittelbarer Verrat bedrohe.

Manchmal wurden sie gerührt und sagten mit Tränen in den Augen: „Unser armes Geld!“ und eines Abends meinte er zur seiner Frau: „Sei nur ruhig, man wird es uns schon nicht stehlen!“

Es war nur noch eine Woche vor dem sehnsüchtig erwarteten Termin.

Cerveau reichte seine Demission ein. Wozu brauchte er noch zu arbeiten, er war ja reich! Auf der vierten Seite einer Zeitung las er: „Eine kleine Villa zu verkaufen in Petites-Valles.“ Er kaufte sie für zehntausend Francs und verschob die Bezahlung auf den nächsten Monat.

Endlich kam der gesegnete, glückselige Tag, der zwölfte Januar! Beide begaben sich in großer Toilette zum Polizeikommissar, gaben ihre Unterschrift ab und empfingen zitternd die Brieftasche aus den Händen des Beamten. Die Sache war erledigt und sie gingen in eine Kirche, um eine Dankeskerze anzuzünden.

Sie hatten Morrin zum Essen eingeladen und nahmen sich vor, ihm eine Ueberraschung zu bereiten und ihn ein wenig zu demütigen.

Während der Mahlzeit unterhielten sie sich von gleichgültigen Dingen, doch beim Nachtsch erzählten sie ihm mit großer Redseligkeit die gute Neuigkeit und stießen dabei ein kleines Freudegeheul aus. Cerveau holte die Brieftasche, die im Wäscheschranke hinter den Taschentüchern versteckt lag. Morrin nahm die Papiere, sah sie flüchtig durch und sagte dann in nachlässigem Tone:

„Russische Papiere und österreichische Eisenbahn-Aktien? Die sind seit sechs Monaten beträchtlich gefallen, meine armen Freunde. Heute kriegen Sie dafür höchstens dreihundert Francs. Habe ich Ihnen das übrigens nicht gleich gesagt?“

Gute Gedanken.

Willst du geliebt sein, sei liebenswürdig.

Die Zeit ist der Reiter, welcher die Jugend händigt.

Unsere Geburt ist der Anfang unseres Todes.

Die Wahrheit fängt mit Zweifeln an, die Nacht war vor dem Licht.

Oft führt die rauhe Straße zu einem sehr glatten verlaufenden Leben.

Sei lieber ein Herr, der einem Diener gleich arbeitet, als ein Diener, der faulenzet wie ein Herr.



Langsam Kommendes Glück pflegt auch am längsten zu weilen;

Schnelle Vortrefflichkeit steht am ehesten still.

Vögel, entschlüpfend dem Ei, sind was sie sollen, von Anfang;

Langsam wächst der Mensch, aber zum Herrscher der Welt.

Behandlung alter Sommerkleider.

Kleider, die sonst noch gut und tragbar sind aber durch öfteres Waschen die Farbe verloren haben, können durch entsprechende Behandlung gebleicht werden. Gewöhnlich werden sie, einmal von Farbe gekommen, ausrangiert und als Futter verwendet, und durch das Bleichen kann doch manches Kleid, besonders wenn der Stoff von guter Qualität ist, gerettet werden. Die Behandlung des Stoffes geschieht durch Auskochen mit Bleichsoda, die man in Päckchen erhält. Ein viertel oder ein halbes Päckchen genügt für ein Kleid. Wenn nicht die ganze Farbe gewichen sein sollte durch das Auskochen, so erzielt man das vollständige Weißwerden durch Bleichen. Allenfalls kann der Stoff auch crème gefärbt werden. Die meisten hellen Kleider werden durch schlechte Behandlung in der Wäsche verdorben. Durch Anwendung von gewöhnlicher Waschseife werden sie unansehnlich. Deshalb soll venetianische oder Quillaseife in Verwendung kommen. Am ganz sicher zu gehen, zieht man die Kleider nach erfolgtem Spülen noch durch Salz- oder Essigwasser. Besonders leicht auskochen lassen sich leichte Gewebe, die auch durch die Luft schon leiden. Uebrigens ist jetzt das Färben zu Hause schon so bekannt und vorgeschritten, daß man jeder an Schönheit eingebüßten Farbe wieder zu altem Glanze verhelfen kann.

Praktische Winke.

Glasflaschen rasch trocknen.

Man macht aus Löschpapier oder Druckpapier eine Rolle und schiebt sie durch den Hals der Flasche bis auf den Boden derselben. Saugt man dann vom andern Ende recht stark Luft aus der Flasche, so trocknet sie in zwei bis drei Minuten.

Reinigung von Wachsstockdecken.

Wachsstockdecken kann man mit Kleierwasser waschen. Sind sie sehr schmutzig, so reinigt man sie mittels etwas Watte oder eines Woll-Bappens, der in Petroleum, Baumöl oder Terpentin getaucht wurde.

Behandlung der Messer.

Um den Messern die Schärfe zu erhalten, darf man sie nicht zu heiß abwaschen und muß von der Schneide weg, also von links nach rechts putzen. Man bedient sich eines gewöhnlichen Fußbrettes mit gemahlenem Schmirgel; oder man poliert sie mit Binnasche.

Reinigen von lebernen Handschuhen.

Waschleberne Handschuhe reinigt man am besten, wenn man sie anzieht und in lauem Wasser wäscht, in welches man ein Eibotter gequirlt hat. Man spült sie gut ab und hängt sie zum Trocknen auf, zieht sie aber noch einmal über die Hände, ehe sie ganz trocken sind.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Entschiedenes Pech.

„Ich habe im ‚Goldenen Löwen‘ die letzte Zeit immer Pech gehabt.“

„Mit dem Bier?“

„Natürlich — sonst wäre ich ja nicht kleben geblieben!“

++ Stark. ++



Alte Jungfer (zu einem Herrn): „O, es gab auch eine Zeit, wo ich gebüchelt habe!“

Herr: „Aber mein Fräulein, das bedarf keiner Entschuldigung, jeder Mensch hat seine Jugendfehler!“

Verstreut.

Primus (meldend): „Meier fehlt heute.“

Professor: „Meier, warum fehlen Sie?“

~ Du zartfühlend. ~



A.: „Aber warum schießen Sie denn nicht, der Gase saß Ihnen ja beinah' auf der Nase.“

B.: „Mei guister Herr Oberfärchter — ich möchte ja gerne, aber ich kann Sie wech Knäppchen keen Blut fließen sehen!“

— Schwer ausführbar. —



„Marie, wenn's regnen sollte, machen Sie zehn Minuten früher die Fenster zu!“

Mißverständnis.

Hausfrau (junge Mutter): „Entschuldigen Sie mich, ich muß schnell in die Stadt, ein Gummihütchen zu kaufen.“

Junggeselle: „Was — jetzt werden gar Gummihütchen getragen?“

Im Dusel.



„Siehste Karline — so gefällt — fällt — de — — —
mir — w — — — wenn de nich schimpfist.“

— Unerhört. —



Radfahrer: „Ist das eine Kniderei hier; einen Fingerhut voll Del kriegt man zu seiner Mayonnaise . . . man hat nicht mal so viel übrig, daß man sein Rad damit schmieren kann!“

Zeitbild.

Ich wandelte auf und nieder
Die langen Strassen der Stadt,
Mein Auge hing an den Schönen
Und schaute sich nimmer satt.

Es ragten durch Anmut und Schönheit
Gar viele aus ihnen hervor,
Doch während das Auge befriedigt,
Ward tief verletzt mir das Ohr.

Denn was aus dem Munde der Schönen
So hässlich ins Ohr mir drang,
War Seide, Kattun nur und Wolle!
Nie hörte ich anderen Sang!

Wer zählt sie, die wollenen fetzen,
Die Schleifchen und Bändelein,
Die aus so reizenden Mündchen
Tagtäglich zum himmel schrei'n?

O sagt nur, womit beschäftigt
Ihr Schönen denn euer Gehirn?
Die Wolle wächst sonst in der Regel
Aus anderer, als menschlicher Stirn!

Widerspruch.

Schuster: „Donnerwetter, habe ich Pech, nun habe ich so viel zu tun, und nun fehlt's mir wieder an Pech.“

Erst recht.

A.: „Sie sehen ja furchtbar elend aus; Sie sollten einen Arzt konsultieren!“ — D.: „Wozu? Das Leben ist mir zur Last! Ich möchte sterben!“ — A.: „Sie möchten sterben? Da sollten Sie erst recht einen Arzt befragen!“

ihre h
Weltm
Flotten
Aufstau
ung ihre
Maße
auch En
Striegsl
legenheit
winnen.
als alle
Ziel liegt
so stark
aufstamme
nanziale
sobald no
plötzlich
land noch
selbst zur
läßt und
of Gott.
hoch der
mit den
gegen die
des neuer
der Nord
den große
ungehind
der Blodt

Der G
schäft das

Delikatesse.

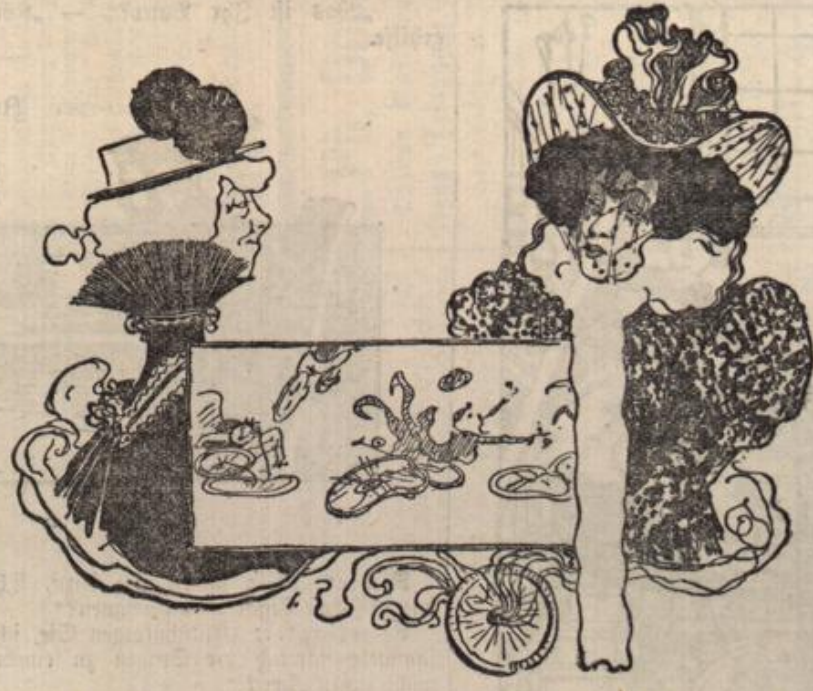


„Entschuldigen Sie, war Ihr Herr Papa nicht längere Zeit Israelite?“

Spitter.

Wir halten leicht jemanden für ein- gebildet, den wir um seine Vorzüge beneiden.

Erklärung.



A.: „Warum wird das Radfahren eigentlich als ein Vergnügen betrachtet?“
B.: „Weil es den meisten Leuten Spaß macht, wenn sie einen stürzen sehen.“

Erster Gedanke.

Kommis: „Herr Cohn, haben Sie schon gehört von dem sehr interessanten Venus-Durchgang heute?“
Chef: „So? Mit wie viel ist se durchgegangen?“

Druckfehler.

Der Wirt war in die Stadt gefahren, um Wein zu fausen (kaufen).

Glosse.

Gar seltsam um die Menschen ist's bestellt,
Nur Widersprüche gibt's, bei Licht betrachtet:
Der Geizkram, der es nicht braucht, strebt nach Geld,
Das der Verschwender, der es braucht, verachtet.

3. Knopf.

Auf der Sekundärbahn.

„Warum hat denn der Schaffner eine Peitsche in der Hand?“
„Na, damit er die Jungens abwehren kann, die sich immer an den Zug hängen!“

Erklärt.

Arzt: „Sie leiden an Herz- verfettung!“
Patient: „Ach, daran ist gewiß die dicke Schlächter- mamfell schuld, in die ich voriges Jahr so sehr verliebt war!“

Sehr richtig.

Zimmervermieterin:
„Also für den verfloffenen, ersten Monat können Sie gleich die Miete nicht bezahlen; was fangen wir denn nun an?“
Herr (Kleinlaut): „Ich denke ... einen neuen Monat!“

Liebesopfer.



„Was ist Dir passiert? Bist wohl in Keilerei gewesen?“
„Ach die Liebe, mein Freund! Ich pouffiere jetzt die Tochter eines Barbiers, und da muß ich mich jeden Tag bei dem Vater rasieren lassen, um sie sehen zu können.“

Variante.

A.: „Denke Dir, unser Freund Adolf hat nicht nur geheiratet, sondern sogar schon einen Jungen.“
B.: „Ja, wer A sagt, muß auch B B (Bébé) sagen.“

Unter Gaunern.

„Wie hast denn Du den Sommer verlebt?“
„Oh, ganz zurückgezogen! Und Du?“
„Auch ganz eingezogen!“

Scherzfrage.

Was ist der Unterschied zwischen einem Zahnarzt und einem praktischen Arzt?

„Der Zahnarzt zieht die Zähne aus, der praktische Arzt zieht die Leute aus.“

— Besorgt. —



„Wenn nur die Brötchen nicht auf die belegte Seite gefallen sind!“

— Vexierbild. —

Wenn man hier diese Brüder sieht,
Meint jedes arglose Gemüt,
Daß sie ganz sonder Harm.
Ich aber sage: seht euch vor!
Sie haben's faustdid hinterm Ohr



Sucht schnell nur den Gendarm!

Neuer Titel.

„Was ist Ihr Vater?“ — „Königlicher Diefensterfcheibenputzlappenreinigungsgelhilfe.“

— Ausrede. —



Richter: „Wie kamen Sie dazu, sich das Ristchen Cigarren anzueignen?“
Angeklagter: „Entschuldigen Sie, ich sammele nämlich die Spizen zu einem wohlthätigen Zweck!“

Wahrheit.

Wer übermütig nie im Glücke wird,
Und in dem Unglück nie den Kopf verliert,
Wer in der Not kämpft mutig wie ein Held,
Nur der beherrscht als weiser Mann die Welt

Stilblüte.

(Aus einem Festbericht).

Die Herren schwenkten die Cylinderhüte. Es war, als wenn der Sturm durch das Angströhricht brauste!

— Nahelegend. —



Lehrer: „Welche Völker bewohnen Italien?“
Schülerin: „Hochzeitsreisende.“